

Meike Baader

## Weiblichkeit zwischen Ausschluß und Idealisierung

Zur Diskussion um 1800 über das Wesen der Geschlechter

Am Anfang der bürgerlichen Gesellschaft steht eine intensive Diskussion über das Verhältnis der Geschlechter. Verfolgen wir diese Diskussion, so sehen wir uns mit einer angestrengten „Gedankenakrobatik“ (U. Prokop) konfrontiert, die sich mit dem Problem befaßt, warum die Ideen der Freiheit und Gleichheit für die Frauen nicht in demselben Maße zuträfen wie für die Männer. Die Tatsache, daß die Grundprinzipien der bürgerlichen Gesellschaft für Frauen nicht mitgemeint waren, gehört zum „konstitutiven Ungleichheitssockel“ (J. Kocka) dieser Gesellschaft.

Wenn wir heute, 200 Jahre nach der Französischen Revolution, Freiheit und Gleichheit für Frauen einfordern, so scheint es mir interessant, zu rekonstruieren, über welche Zuordnungen und Strukturbestimmungen die Frauen ausgeschlossen worden sind. Wie konnte die Verweigerung fundamentaler Rechte so lange funktionieren?

Eine entscheidende Prägung, die bis in unsere Tage fortwirkt und den weiblichen Sozialcharakter beeinflusst, haben die weibliche Rolle und das weibliche Kultur-schicksal gegen Ende des 18. Jahrhunderts erhalten.

Geschlechtergleichheit, so lassen sich die Überlegungen der „bürgerlichen Meisterdenker“ (U. Frevert) dieser Zeit zusammenfassen, lasse sich aus Gründen der Natur nicht gewähren. Mit Natur sind hier bestimmte physische, vor allem aber psychische Eigenschaften gemeint. Den Geschlechtern werden Charaktereigenschaften zugeordnet, die als universalgültig und naturbegründet bestimmt und in das Innere der Menschen, d.h. in ihre Psyche verlegt werden. Diese sogenannten Geschlechtscharakterentwürfe – einer ihrer Väter ist Rousseau – gruppieren sich in erster Linie um Aktivität und Rationalität beim Mann und Passivität und Emotionalität bei der Frau.

Die spezifisch neue Qualität der Geschlechtscharakterentwürfe liegt darin, daß sie im Unterschied zu älteren geschlechtsspezifischen Zuordnungen direkt auf die Psyche der Geschlechter abzielen; neuartig ist auch die Systematisierung, die beanspruchte universale Gültigkeit und die unvorstellbare Intensität und Breite der Diskussion. Diese wird nicht nur in philosophischen, pädagogischen und psychologischen Schriften geführt, sondern strukturiert auch historische, ästhetische und literarische Diskurse.

Die Geschlechtscharakterentwürfe reagieren *restabilisierend* auf Autonomie- und Individualisierungsideen der Aufklärung, auf relativ egalitäre Entwürfe in der Frühaufklärung, auf Strukturveränderungen der Familie und nicht zuletzt auf die Gleichheitsforderungen der Französischen Revolution.

Im Kontext der zunehmenden Trennung von Erwerbsarbeit und Familie wird dem Mann die Öffentlichkeit, der Frau die Privatsphäre zugeordnet. Es wird Aufgabe der Frau, jene Intimsphäre zu schaffen, die Humanität und Harmonie verheißen soll und in der der Mann sich von den Anforderungen der bürgerlichen Leistungsgesellschaft erholen und regenerieren kann. Die Geschlechtscharakterentwürfe harmonisieren und idealisieren die Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben als „natürliche“ Arbeitsteilung. Dieser Zusammenhang zwischen Geschlechtscharakterentwürfen und Erwerbs- und Familienleben ist der Grund dafür, daß jene im Verlaufe des 19. Jahrhunderts an Attraktivität gewannen. (Siehe hierzu den grundlegenden Aufsatz von Karin Hausen, Die Polarisierung der „Geschlechtscharaktere“ – Eine Spiege-

lung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben, in: W. Conze, Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas, Stuttgart 1967)

Jene Grenze zwischen Öffentlichkeit und Privatheit markiert, bei aller Schwierigkeit, sie zu bestimmen, und trotz vorkommender Überschreitungen in beiden Richtungen, eine fundamentale Trennung der Aktionsräume der Geschlechter. Diese spiegelt sich selbst im Denken von Frauen, die die Grenzen der Weiblichkeit überschritten und für ihre Zeit Ungewöhnliches taten. 1814 schreibt Therese Heyne-Forster: „Ich war ja Jakobinerin und Democratin und Revolutionär, aber ich wußte stets, das Weib solle schweigen, wenn Männer sprächen, und nie außer dem innersten Zirkel von Politik sprechen.“ Der Beschränkung auf das Haus, an anderer Stelle als natürlich und ideal gepriesen, entspricht auf politischer Ebene der Ausschluß der Frauen von der Staatsbürgerschaft. Dieser wird sowohl bei Kant als auch bei Fichte direkt aus dem Verhältnis der Geschlechter in der Ehe abgeleitet.

Fichte veranschlagt bei der Frau einen natürlichen Liebestrieb, der das Weib dazu zwingt, sich dem Mann untertan zu machen. Damit ist die Frau aber kein autonomes Individuum mehr und tritt Eigentums- und Staatsbürgerrechte an den Ehemann ab, der sie in der Öffentlichkeit vertritt. (J. G. Fichte, Grundlagen des Naturrechts, 1796)

Vergleichbar argumentiert Kant 1797 in seiner Metaphysik der Sitten, wenn er ausführt, warum die Frau kein „citoyen“ sei, also keine staatsbürgerlichen Rechte habe. Es fehle ihr die Selbständigkeit. Selbständig ist „wer seine Existenz und Erhaltung nicht der Willkür eines anderen, sondern seinen eigenen Rechten und Kräften verdankt“. Dies sei aber bei der Frau nicht der Fall, da sie in der Ehe der Herrschaft des Mannes untersteht, die durch dessen physische Überlegenheit legitimiert sei. (Siehe hierzu auch Ute Frevert, Bürgerliche Meisterdenker und das Geschlechterverhältnis. In: Dies. (Hg.), Bürgerinnen und Bürger. Göttingen 1988)

Der Status des autonomen, individuierten Subjekts bleibt in den Konzepten der bürgerlichen Meisterdenker dem Manne vorbehalten. Die Ungleichheit wird im Rekurs auf Natur begründet.

Neben dem Ausschluß der Frauen aus den „Zonen öffentlicher Identitätsfindung“ und der Vorstellung, daß das Handeln der Frauen in erster Linie auf die Männer Bezug nehmen müsse (Rousseau), ist der „Ausschluß vom kollektiven Wissensstand“ das dritte Moment der sich ab 1770 durchsetzenden „Strukturbestimmungen weiblicher Existenz“. (Ulrike Prokop, Die Melancholie der Cornelia Goethe. In: Feministische Studien 2/83, S. 56 f.)

Der Ausschluß der Frauen von der Bildung ist jedoch erst ein Resultat der Diskussion gegen Ende des 18. Jahrhunderts. In der Frühaufklärung, also um 1700, gibt es eine kurze Phase relativ egalitärer Konzeptionen. Sie beschränken sich auf die Partizipation von Frauen an Wissenschaft und Gelehrsamkeit, gelten damit lediglich für einen elitären Kreis, nehmen aber in den Publikationen einen breiten Raum ein. Diese propagieren das Ideal der Gelehrten. Der Frühaufklärer Gottsched beispielsweise fordert die Zulassung der Frauen zur Universität. Das vom Pathos der Ideen der Vernunft und Bildung erfaßte Bildungsbürgertum bezieht die Frauen analog mit ein bzw. schließt sie noch nicht aus. (Siehe hierzu Silvia Bovenschen, Die imaginierte Weiblichkeit. Frankfurt 1980, S. 80-150)

Das Konzept der Gelehrsamkeit übersieht die realen sozio-ökonomischen Bedingungen. Ein ihm immanentes Problem ist, daß es nicht notwendigerweise auf Freiheit und Selbstbestimmung abzielt.

Das Ideal der gelehrten Frau wird abgelöst vom Ideal der Empfindsamen, die sich nun der Gefühlswelt und der inneren Befindlichkeit zuwendet. Die ideale empfindsame Frau erfüllt nun die Eigenschaften ihres Geschlechtscharakters, sie ist anmutig, zärtlich, gefühlvoll, einfühlsam, mitleidsvoll, wohlütig, gut und vor allem *tugendhaft*. In dem Moment, in dem sich die Aufklärung der Bewegung der Empfindsamkeit und Gefühlswelt zuwendet, wird die Frau ausschließlich auf diesen Bereich festgelegt, da er ihrer Natur entspäche. Die Erziehungskonzepte für die Frau orientieren sich nun an der „weiblichen Bestimmung“ (so bei Rousseau, Basedow, Campe u.a.) und nicht, wie die der Männer, an der Entfaltung der Persönlichkeit. Die Argumentationsmuster arbeiten primär positiv. Sie versprechen den Frauen Glück, Macht, Herrschaft und Erfüllung, wenn sie die Eigenschaften ihres Geschlechtscharakters wahren.

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts erscheint eine Flut von Romanen, die sich an ein weibliches Lesepublikum wenden und den Frauen ihre neue Rolle in schillernden Farben verkünden. (Auf die große Rolle, die die Romane bei der Vermittlung des Codes in Sachen Liebe spielen, hat N. Luhmann in seinem Buch „Die Liebe als Passion“ hingewiesen.) Der Literatur kam eine eminente Bedeutung für das neue bürgerliche Selbstbewußtsein zu, sie hatte handlungsanweisende Funktion und war das Medium, in dem sich das Bürgertum über sich selbst verständigte. Hier wurde die neue tugendhafte bürgerliche Frau vorgeführt. Erziehungsbücher empfehlen:

„Malen Sie sich also ein solches Ideal aus [...]. Bereichern Sie Ihre Phantasie durch die Clarissen, Pamelas, Lotten, Julchen Janßens und Klotilden, wo Sie sie finden. [...] Dies Ideal mag täglich vor Ihrer Seele schweben.“ (1798)

Und in der Tat stoßen wir in den Tagebuchaufzeichnungen von Frauen auf die Orientierung an literarischen Idealen: „Sternheim soll mein Muster sein.“ schreibt Caroline Flachsland an Herder.

Frauen selbst schrieben zahlreiche Romane, in denen Hymnen auf die neue Rolle als Gattin, Mutter und Hausfrau gesungen wurden. Rousseau fand begeisterte Aufnahme bei den Frauen. Es kann also von einer Beteiligung der Frauen ausgegangen werden. Gründe für die Attraktivität dieser Entwürfe mögen die Aufwertung weiblicher Eigenschaften, der versprochene Glanz und die in Aussicht gestellte Herrschaft sein. Rousseau legt einen Entwurf der Differenz vor, der den Frauen einen eigenen Bereich zuweist und ein spezifisches Identitätskonzept impliziert.

Daß Rousseau die Herrschaft der Frau beschwört, sie dafür aber von der Gleichheit ausschließt, eröffnet sich nicht erst dem heutigen historischen Blick, der die Geschichte rückblickend analysiert. Der französische Philosoph Condorcet schreibt 1791 an eine Freundin: „Ich befürchte, mich mit ihnen zu überwerfen, ich spreche von ihrem Recht auf Gleichheit und nicht von ihrer Herrschaft. [...] Seit Rousseau ihren Beifall gefunden hat, indem er sagte, sie seien eigens dazu geschaffen, uns zu umsorgen, und nur imstande, uns zu quälen, darf ich nicht hoffen, daß sie sich für mich erklären“. Betrachten wir die Äußerungen zur Weiblichkeit in theoretischen und fiktionalen Schriften seit dem 18. Jahrhundert, so fällt ein irritierendes Nebeneinander zwischen Abwertung bzw. Ausgrenzung einerseits und Idealisierung andererseits auf. Es kann genau gezeigt werden, daß der Ausschluß Bedingung für die Idealisierung ist. So begründen beispielsweise der Bildungstheoretiker Humboldt, aber auch der Romantiker F. Schlegel Anfang des 19. Jahrhunderts die Nicht-Partizipation von Frauen an der Bildung damit, daß sie keiner Bildung bedürften, da sie dem Ideal der Menschheit sowieso näher seien.



Jacques Louis David, Madame de Pastoret, 133 x 100 cm, Art Institute, Chicago

Wesentlich zu diesem neuen Identitätskonzept gehört auch die zentrale Rolle der Mutterschaft, die ebenfalls Teil der Herrschaft der Frau ist und ausschließlich als Quelle des Glücks inszeniert wird. „Frauen lieben Kinder von Natur aus“, proklamiert Rousseau und legt die gesamte sittliche Existenz des Staates in die Hände der Mütter. Hatte die Mutterschaft in der Aristokratie keine große Rolle gespielt, so gehörte die „neue Mutter“ überwiegend dem Bürgertum an. Tauchen in den Romanen des frühen 18. Jahrhunderts weder Mütter noch Kinder auf, so spielen sie gegen Ende des 18. und im 19. Jahrhundert eine immer größere Rolle. Sowohl den Kindern als auch den Müttern werden bestimmte Eigenschaften zugesprochen, und die Mutter-Kind-Beziehung wird als eine ideale besprochen. Die Frauen sind dort nicht Frauen und Mütter sondern ausschließlich Mütter, und dieser Bestimmung ordnet sich alles andere unter.

In Friedrich Schlegels romantischem Roman „Lucinde“ (1799) erfahren wir viel über den männlichen Helden, der auf der Suche nach seiner Identität die verschiedensten Entwicklungsphasen durchläuft. Die Charakterisierung der weiblichen Protagonistin bleibt wesentlich einfacher. Wie es bei ihr keiner Stufen der Bildung bedarf, so bedarf es auch nicht der Erzählung ihrer Lebensgeschichte. Ein Satz genügt: „Sie ist bereits Mutter gewesen.“ Das Bild der Frau als Mutter durchzieht alle Beschreibungen der Heldin. Ihre Aufgabe ist es, „das Geheimnis der Liebe leise zu offenbaren und in der Mitte würdiger Söhne und Töchter das schöne Leben zu einem heiligen Fest zu weihen – dem Manne indess geziemt es, ein heldenmäßiges Leben zu beginnen und mit Freunden verbrüdet für die Ewigkeit zu handeln.“

Die „holdselig lächelnde Mutter mit dem Kind“ wird zum höchsten Gegenstand des männlichen Künstler-Helden.

Vor allem in tendenziell kultur- und gesellschaftskritischen literarischen Texten um 1800 wird eine kindlich-weibliche Welt zunehmend idealisiert. Die Voraussetzung dafür ist die Annahme, daß sowohl Kinder als auch Frauen von den „Deformationen der Moderne“ freigeblieben sind. Die Kinder werden glorifiziert, weil „ihnen noch das Gepräge einer wunderbaren Welt eignet, das noch keine irdische Flut unkenntlich gemacht hat“ (Novalis) – d.h. sie sind noch nicht durch Vergesellschaftung schlecht geworden. Die Frauen werden idealisiert, weil sie nicht in gleicher Weise wie die Männer an der bürgerlichen Leistungsgesellschaft partizipieren. Die „kindlich-weibliche“ Welt wird als das Andere und Ganze gegenüber einer männlichen Welt der Zerrissenheit entworfen. In Goethes Werther (1774) und Büchners Lenz (1835) verschafft der Anblick der Welt der Frauen und Kinder dem gequälten männlichen Helden Beruhigung.

Der Mann thematisiert sich als problematisches Individuum, die Gefühls- und Bewußtseinslage der Frau hingegen bleibt vergleichsweise einfach; sie muß ihn „in sich zurückführen“ (Humboldt). Das Modell ist asymmetrisch. Der Held in Schlegels Lucinde sagt über seine Geliebte: „sie ist die Mittlerin zwischen meinem zerstückten Ich und der unteilbaren, ewigen Menschheit“.

Der Pädagoge Fröbel plädiert 1842 für den Wechsel vom Erzieher zur Erzieherin mit dem Argument, „das Streben der Männer sei jetzt zu zerstückelnd“. Die ästhetischen und theoretischen Konstruktionen konnten also durchaus direkt realitätsrelevant werden.

In der darstellenden Kunst begegnen uns in dieser Zeit die Kinderbilder Philipp Otto Runges (1777-1810). Die Kinder auf seinen Bildern bewegen sich in einer eigenen, in

sich abgeschlossenen und mit der Natur verbundenen Welt, auf deren Ebene sich der Betrachter begeben muß. „Kinder müssen wir werden, wenn wir das Beste erreichen wollen“, schrieb Runge. Die glückliche Mutter mit dem Kind ist ein beliebtes Motiv der Malerei um 1800, gerade auch bei Künstlerinnen. Die Madonna mit dem Kinde wird verbürgerlicht. Wie in der Literatur sind auch hier die Frauen am Entwurf der neuen Ideale beteiligt.

In dem Maße, in dem die Männer an der bürgerlichen Ordnung, an den Prinzipien einer Arbeits- und Leistungsgesellschaft und an den Kategorien ihrer Vernunft leiden, nimmt die Idealisierung des Weiblichen zu.

Die Vernunft aber ist nicht vernünftig, denn sie schließt die Hälfte der Menschheit aus. Die Idealisierungen haben gerade nicht dazu geführt, daß den Frauen mehr Rechte zukamen. Im Gegenteil, der Ausschluß ist die Bedingung für Idealisierung und beide arbeiten mit der Konstruktion einer weiblichen Natur an sich, bei der, so meine ich, immer Skepsis angebracht ist, auch wenn sie im feministischen Gewande daherkommt.

Auseinandersetzung mit den Geschlechterverhältnissen in der Moderne muß ihren Blick ganz wesentlich auf die Idealisierungen und damit auch auf die symbolische Ebene richten, denn sie tragen zur Langlebigkeit der Zuschreibungen bei. Wenn man den Blick nicht nur auf die Diskriminierung richtet, kann man auch die Frage stellen, warum die Frauen immer wieder selbst beteiligt waren.

Aber der diskursive Aufwand bei der Festlegung dessen, was die weibliche Natur sei, die Kompliziertheit der Grenzbestimmungen, sind Indizien dafür, daß man sich der weiblichen Natur an sich so sicher doch nie war.